

# **Zeitzeichen in der Klimakrise**

## **Hesses Sturm, Kaschnitz' Bären, Huchels Psalm**

### **Hermann Hesse, „Der Zyklon“**

Als ich aufstand, sah ich auf dem Platz vor der Spinnerei den Staub in kleinen spielenden Wölkchen wirbeln, plötzlich stieg er hoch und in eine einzige Wolke zusammen, hoch oben in den erregten Lüften flohen Vögel wie gepeitscht davon, und gleich darauf sah ich talherabwärts die Luft weiß werden wie in einem dicken Schneesturm. Der Wind, sonderbar kühl geworden, sprang wie ein Feind auf mich herab, riß die Fischleine aus dem Wasser, nahm meine Mütze und schlug mich wie mit Fäusten ins Gesicht.

Die weiße Luft, die eben noch wie eine Schneewand über fernen Dächern gestanden hatte, war plötzlich um mich her, kalt und schmerzhaft, das Kanalwasser spritzte hoch auf wie unter schnellen Mühlradschlägen, die Angelschnur war fort, und um mich her tobte schnaubend und vernichtend eine weiße brüllende Wildnis, Schläge trafen mir Kopf und Hände, Erde spritzte an mir empor, Sand und Holzstücke wirbelten in der Luft.

Alles war mir unverständlich; ich fühlte nur, daß etwas Furchtbares geschehe und daß Gefahr sei. Mit einem Satz war ich beim Schuppen und drinnen, blind vor Überraschung und Schrecken. Ich hielt mich an einem eisernen Träger fest und stand betäubte Sekunden atemlos in Schwindel und animalischer Angst, bis ich zu begreifen begann. Ein Sturm, wie ich ihn nie gesehen oder für möglich gehalten hätte, riß teuflisch vorüber, in der Höhe klang ein banges oder wildes Sausen, auf das flache Dach über mir und auf dem Erdboden vor dem Eingang stürzte weiß in dicken Haufen ein grober Hagel, dicke Eiskörner rollten zu mir herein. Der Lärm von Hagel und Wind war furchtbar, der Kanal schäumte gepeitscht und stieg in unruhigen Wogen an den Mauern auf und nieder.

Ich sah alles in einer Minute, Bretter, Dachschindeln und Baumzweige durch die Luft dahingerissen, fallende Steine und Mörtelstücke, alsbald von

der Masse der darüber geschleuderten Hagelschloßen bedeckt; ich hörte wie unter raschen Hammerschlägen Ziegel brechen und stürzen, Glas zersplittern, Dachrinnen stürzen.

Hesses Novelle „Der Zyklon“ ist 1913 entstanden und geht auf ein Erlebnis zurück, das der Autor als Jugendlicher am 1. Juli 1895 hatte, einen Tag vor seinem achtzehnten Geburtstag. Der darin beschriebene Wirbelsturm, der vom Internet heute noch in der „Tornadoliste Deutschland“ geführt wird, erregte seinerzeit heftige Emotionen im ganzen Reich. Dutzende von Zeitungen schrieben über die „Windhose von Calw“, die in nur fünf Minuten Gesamtdauer vor allem die Inselgasse im Zentrum des Städtchens an der Nagold verwüstet hatte – Hesse hat den Wirkungskreis des „Zyklons“ in seiner Erzählung dann noch beträchtlich über das Stadtgebiet hinaus erweitert. Menschen sind damals wundersamerweise nicht zu schwererem Schaden gekommen, obwohl das Unwetter eine „Badeanstalt völlig zertrümmerte“, wie die *Freiburger Zeitung* drei Tage später zu berichten wußte. Außerdem: „Zahlreiche Feldarbeiter kehrten wundenbedeckt heim.“

Orkane dieser Stärke waren noch recht selten zu dieser Zeit – auf etwa zwanzig gemeldete Tornados im Jahresschnitt kommen heute gut zweihundert! Auch lösten sie damals weit mehr apokalyptische Ängste aus, zumal die Menschen religiöser gestimmt waren. Und als Hesses Ich-Erzähler am Ende dieser jähren Wind- und Wetter-Ekstase seinen Kopf aus dem Schuppen streckt, der ihm im letzten Augenblick noch eine Zuflucht bot, zeigt sich blitzartig, was er mit einiger Selbstverständlichkeit erwartet hatte:

„Nein, die Welt war nicht untergegangen.“

(Aber) noch war ich zu erregt, um nach Hause zu gehen ... Und so ging ich ... über die untere Brücke, sah unterwegs durch eine Gartenlücke unsern roten sandsteinernen Kirchturm wohlerhalten stehen und fand auch die Turnhalle nur wenig beschädigt. Weiter drüben stand einsam ein altes Wirtshaus, dessen Dach ich von weitem erkannte. Es stand wie sonst, sah aber doch sonderbar verändert aus, ich wußte nicht gleich warum. Erst als ich mir Mühe gab, mich genau zu besinnen, fiel mir ein, daß vor dem Wirtshaus zwei hohe Pappeln gestanden waren. Diese Pappeln waren nicht mehr da. Ein uralt vertrauter Anblick war zerstört, eine liebe Stelle geschändet.

Da stieg in mir eine böse Ahnung auf, es möchte noch mehr und noch Edleres verdorben sein. Mit einemmal fühlte ich mit beklemmender Neuheit, wie sehr ich meine Heimat liebte, wie tief mein Herz und Wohlsein abhängig war von diesen Dächern und Türmen, Brücken und Gassen, von den Bäumen, Gärten und Wäldern. In neuer Erregung und Sorge lief ich rascher, bis ich drüben bei dem Festplatz war ... Da stand ich still und sah den Ort meiner liebsten Erinnerungen namenlos verwüstet in völliger Zerstörung liegen ... Es war nicht möglich weiterzugehen, Platz und Straße waren haushoch von durcheinandergeworfenen Stämmen und Baumtrümmern gesperrt ...

Mir war, als sei ich selber mit allen geheimen Wurzeln ausgerissen und in den unerbittlich grellen Tag gespieen worden. Tagelang ging ich umher und fand keinen Waldweg, keinen vertrauten Nußbaumschatten, keine von den Eichen der Bubenkletterzeit mehr wieder, überall ... nur Trümmer, Löcher ... Baumleichen klagend mit entblößtem Wurzelwerk ... Zwischen mir und meiner Kindheit war eine Kluft aufgebrochen, und meine Heimat war nicht die alte mehr. Die Lieblichkeit und die Torheit der gewesenen Jahre fielen von mir ab, und bald darauf verließ ich die Stadt, um ein Mann zu werden und das Leben zu bestehen, dessen erste Schatten mich in diesen Tagen gestreift hatten.

Hesse legt in seiner Erzählung eine selbst für seine Verhältnisse erstaunliche Empfindsamkeit an den Tag: eine Art gesteigerter Wetterfühlbarkeit, wie man sagen könnte, für die der Calwer Zyklon nicht länger ein meteorologisches Ereignis bleibt, sondern

sich zur lebensgeschichtlichen Erschütterung auswächst. Keineswegs ist er bloß Symbol oder Metapher, nein – er wird vielmehr zur konkreten, gewaltsam verändernden Kraft und erhält größtmöglichen Sinn im Lebensganzen, obwohl der Ich-Erzähler von dem Naturereignis gar nicht unmittelbar betroffen ist, etwa indem er von faustgroßen Hagelgeschossen, herumfliegenden Dachziegeln oder abgerissenen Ästen verletzt worden wäre. Trotzdem scheint es ihm nicht möglich, sein Leben wie bisher fortzusetzen. Der Wirbelsturm hat ihn seiner Kindheitswelt beraubt und zwingt ihn, sein Leben neu zu beginnen.

Ob das nicht übertrieben ist oder gar zu sentimental?

Keineswegs – und schon gar nicht, wenn man den „Zyklon“ gedanklich ins Zeitalter der Klimakrise versetzt! In Verhältnisse, in denen extreme Wetter wie Tornados oder schwerste Regengüsse und Hagelstürze nicht mehr die Ausnahme, sondern zur Regel geworden sind. Und weil sie als Symptom einer Entwicklung verstanden werden müssen, die kaum mehr aufzuhalten ist und unser Leben von Jahr zu Jahr stärker beeinflusst, ja, durchdringt und schließlich wohl oder übel maßgeblich bestimmen wird. Und zwar so lange, bis wir es eines Tages doch noch radikal verändern, gleich ob wir wollen oder nicht – genau wie Hesses junger Mann es tut, wenn auch aus gänzlich freien Stücken, nämlich weil er betrübt zur Kenntnis nehmen muß, daß dieser Wetterschlag ein rabiater Schnitt durch sein Dasein ist. Er klagt nicht die Politik oder andere Mächte dafür an und fordert von ihnen Lösungen, nein, er handelt selbst und ganz aus sich heraus. Womit erkennbar wird, daß er seine, unsere zutiefst menschliche Abhängigkeit

von der Natur begriffen hat, auch unsere psychisch-mentale Abhängigkeit, für die man ein feines Ohr und ein waches Herz braucht, um ihre Botschaften zu empfangen.

Mit seiner so reichen wie genauen Sprache, die dem Menschen wie auch der Natur gleichermaßen Ausdruck gibt, hat Hermann Hesse in seiner Wirbelsturmgeschichte unsere Sensibilität für den seelischen Gehalt des Wetters gewissermaßen vorgeschärft. Vor allem jedoch für jene Extremwetter namens „Megahitze“, „Starkregen“, „Bergstürze“ oder „Murenabgänge“, die uns Heutige immer öfter und zu jeder Zeit vernichtend treffen können, und zwar mit einer weit größeren Wahrscheinlichkeit als den Helden seiner Erzählung ein Zyklon im Schwarzwald.

Möge diese Sensibilität uns feinfühlicher machen für alle Anliegen des Klimas!

## **Marie Luise Kaschnitz, „Eisbären“**

Eine Lesestörung, wie ich sie noch nie zuvor erlebt hatte! Sie ereignete sich bei der Lektüre von Marie Luise Kaschnitz' „Eisbären“ aus den sechziger Jahren. Jener düster-surrealen Ehe-Kurzgeschichte, wobei der Plot hier keine Rolle spielen soll, sondern nur ein Detail, und zwar ein tragendes: der einzige Naturvergleich dieser Erzählung, der Vergleich mit einem Tier oder besser einer Gruppe von Tieren. In dem verhörartigen Schlafzimmersgespräch der Eheleute kommt der Mann immer wieder auf sie zu sprechen: nämlich die Eisbären im Zoo.

Im Zoo hat das Paar sich einst kennengelernt, „bei den Eisbären“, die nach der Fütterung „auf ihren Felsen standen, schmutzig weiß und –

Und was, fragte ihr Mann streng.

Du weißt doch, was die Eisbären machen, sagte sie. Sie bewegen ihren Kopf von der einen Seite zu anderen, unaufhörlich hin und her.

Wie du, sagte ihr Mann.“

Er nimmt nämlich an, daß die Frau damals vor dem Eisbärengehege „auf jemanden gewartet“ hat – einen anderen Mann? Der dann nicht kam, weshalb sie mit ihrem jetzigen anbändelte, der genau diesen Hergang zu vermuten scheint, in Verdachtsstärke. Ein Fall von nachgetragener Eifersucht, offenkundig ...

„Immer hast du deinen Kopf nach rechts und nach links gewendet wie die Eisbären, die die Freiheit suchen, oder etwas, von dem wir nichts wissen, und ich habe dich oft meinen Eisbären genannt.

Ja, sagte die Frau mit erstickter Stimme.“

Im Lauf der Geschichte gewinnt das Eisbären-Motiv eine solche Kraft und Stärke, daß es den Titel zurecht besetzt ...

Doch warum? Werden diese Tiere in Kaschnitz' Kurzgeschichte wirklich gebraucht, um etwas Wichtiges zu erhellen, etwas, das anders nicht sagbar wäre? Oder sind sie nur Metapher – Symbol-Dekor, das den Kunstwert steigert?

Tiervergleiche sind eine uralte Tradition der Weltliteratur. In der Regel werden sie gebraucht, um Stimmungen, Charakterzüge, innere Haltungen oder auch das Äußere eines Menschen zu veranschaulichen; ursprünglich dürften sie auch magische Bedeutung besessen haben. In der Moderne dienen sie ausschließlich noch dem Autor, der Autorin und ihrer Sache, ganz gleich ob die Wirklichkeit des zum Vergleich herangezogenen Tiers getroffen oder verfehlt wird. Es muß für anderes eintreten, darf nicht es selber sein: fast wie bei der Arbeit oder in einem Tierversuch. Bei Kaschnitz verkörpern die Eisbären die Unruhe, ja, vielleicht auch die Angst einer Frau und drücken sie mit Kopfbewegungen aus, die „unaufhörlich“ genannt werden; womit der Hospitalismus von Tieren in Gefangenschaft angedeutet sein könnte.

Doch das, ehrlich gesagt, interessierte mich schon nicht mehr, als die erwähnte Lesestörung eingetreten war. Diese betraf den Metapherncharakter der Kaschnitzschen Eisbären, der vor meinen Augen sekundenschnell zu nichts zerschmolz. Anders: Die erfundenen Tiere begehrten auf und verlangten ihre Realität zurück, sie wollten nicht länger als bloße Vergleichsgrößen im Literaturzirkus auftreten und Männchen machen müssen, sondern mit ihrer vollen Wahrheit und Wirklichkeit angenommen sein.

Und die ist, zumal in der Klimakrise, keine gute, sondern nähert sich zusehends der Katastrophe – kaum ein Tier wird von der fortschreitenden Erderwärmung so sehr in seiner Existenz gefährdet wie der Eisbär!

Und so verwandelte er sich mir, gleichsam unter der blättern- den Hand, von einer Metapher zurück in ein leidendes, zutiefst bedrohtes Realwesen aus Fleisch, Blut und Fell, nicht länger mehr Sinnträger, sondern Eigen-Sinn voll und ganz, für sich und auch für uns. Verfliegen war vor meinem lesenden Auge alle Unschuld und Schönheit der Metaphernbildung! Ein überraschendes, völlig unerwartetes Leseerlebnis mitten im Anthropozän, doch freilich dessen Folge ... und das reale Elend eines Lebewesens schiebt sich gebieterisch vor die Aussage, die ihm von seinem literari- schen Dompteur, seiner Dompteuse - *allez hopp!* - aufgezwungen wurde.

Damit, so scheint mir, könnte ein Umkehrprozeß in Gang kom- men, den Friedrich Nietzsche in seiner epochalen Arbeit „Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn“ nicht vorausgese- hen hat. In diesem kaum 15-seitigen Essay nennt er Metaphern „Illusionen, von denen man vergessen hat, daß sie welche sind“, also Residuen, Abstraktionen, Kurzformeln, die von sehr viel Wirklichkeit absehen müssen, wenn sie gängige Münze der Um- gangssprache sein und bleiben wollen. Sie „bezeichnen nur die Relationen der Dinge zu den Menschen“ und nicht deren Eigen- leben, ihr An-sich. „Wir“, schreibt Nietzsche, „reden von einer `Schlange´: die Bezeichnung trifft nichts als das Sichwinden ... Welche willkürlichen Abgrenzungen, welche einseitigen Bevorzu-

gungen bald der, bald jener Eigenschaft eines Dinges! Die verschiedenen Sprachen ... zeigen, daß es bei den Worten nie auf die Wahrheit, nie auf einen adäquaten Ausdruck ankommt ... und womit später der Mensch der Wahrheit, der Forscher, der Philosoph arbeitet und baut, stammt, wenn nicht aus Wolkenkuckucksheim, so doch jedenfalls nicht aus dem Wesen der Dinge.“

Auch Dichter, Dichterinnen sind „Menschen der Wahrheit“ und unterliegen gleichfalls dem „Fundamentaltrieb“ - so wiederum Nietzsche -, Metaphern zu bilden. Dabei tun sie dem „Wesen der Dinge“, seien es Eisbären!, Gewalt und Unrecht an, wenn er oder sie diese Dinge zu literarischen Bebilderungs- oder Verdeutlichungszwecken instrumentalisieren. Was sich besonders heftig, ja, störend oder wie eine Obszönität aufdrängt, wenn die natürliche Vergleichsgröße selbst als Gattung dahinzusiechen beginnt und schon bald auf den Tod bedroht sein könnte. Wohlgemerkt: durch Menschenwerk ... so bringt die Krone der Schöpfung sich mittels Naturbeherrschung selbst um ihre Bilder ...

## **Peter Huchel, „Psalm“**

*Daß aus dem Samen des Menschen  
Kein Mensch  
Und aus dem Samen des Ölbaums  
Kein Ölbaum  
Werde,  
Es ist zu messen  
Mit der Elle des Todes.*

*Die da wohnen  
Unter der Erde  
In einer Kugel aus Zement,  
Ihre Stärke gleicht  
Dem Halm  
Im peitschenden Schnee.*

*Die Öde wird Geschichte.  
Termiten schreiben sie  
Mit ihren Zangen  
In den Sand.*

*Und nicht erforscht wird werden  
ein Geschlecht,  
Eifrig bemüht,  
Sich zu vernichten.*

Der Psalm gehört zum Kernbestand religiöser Rede. Doch hat er längst auch ein Echo in der weltlichen Poesie gefunden, berühmt bei Celan, weniger bekannt bei Huchel, der indes gleich mehrere Psalmen verfaßt hat. Es gibt in biblischer Tradition vor allem drei Formen dieser ursprünglich instrumental begleiteten Liedart, den Lob-, den Dank- oder auch den Klagepsalm. Unverkennbar drückt der hier zitierte Huchelsche Psalm eine vehemente Klage aus – um ein „Geschlecht“, sei es die Menschheit oder nur ein Teil von ihr, das gerade dabei ist, sich selbst auszulöschen.

Alles, was zum Psalm gehört, kommt in Huchels Gedicht vor: der hohe, bildkräftige Bibelton, die archaische Strenge, die aus bitterer Gewißheit resultiert. Nur Gott, anders als in den klassischen Psalmliedern, kommt nicht darin vor. Normalerweise ist ER deren Adressat, doch das vorliegende Gedicht scheint ein gottloser Psalm zu sein, einer von Mensch zu Mensch.

Er steht in Peter Huchels bekanntester Gedichtsammlung, die den Titel „Chauseen Chauseen“ trägt und 1963 erschienen ist – sein letzter originärer Lyrikband, bevor der Dichter nach quälenden Jahren endlich aus der DDR in die Bundesrepublik übersiedeln konnte, um sich in Staufen im Breisgau niederzulassen, das er seine „Notherberge“ nannte. Bis heute ist dieser schmale Band einer der meistgelesenen und -übersetzten in deutscher Sprache; außerdem und vor allem jedoch ein geradezu emblematisches Buch, das die Kriegs- und Gewalthöllen des zwanzigsten Jahrhunderts – gleich für mehrere Nachkriegsgenerationen – letztgültig auszudrücken schien. Mythische, auch religiöse Sprechweisen sind darin selbstverständlich, man lese etwa das

Flucht- und Vertreibungsgedicht „Bericht des Pfarrers vom Untergang seiner Gemeinde“. In jedem der hier besungenen Untergänge wird wortmächtig die drohende Endzeit beschworen, dennoch reicht die Klage des Dichters nicht weiter als „an taube Ohren der Geschlechter“. Er wird darüber zwar nicht zum Apokalyptiker, aber zum Dichter der letzten, allerletzten Warnungen.

Wenn man seinen „Psalm“ Strophe um Strophe kurz und knapp zusammenfaßt, entstehen folgende Aussagen: Nicht nur Leben, sondern *alles* Leben ist bedroht (1); auch unterirdisch, in Bunkern und anderen Fluchträumen, in denen Menschen Zuflucht suchen (2); doch bald schon wird die Geschichte beendet und dauerhaft in Ödnis verwandelt sein (3); ebenso das Wissen des Menschen um sich selbst, es wird zerstäuben und niemand je die Gründe für diesen kollektiven Untergang erfahren.

Keine Frage – die Angst, die Huchels Psalmodieren herausgefordert hat, galt seinerzeit der Atombombe, der größten Allvernichtungsgefahr in der späteren Nachkriegszeit. Diese Gefahr freilich ist auch heute nicht gänzlich gebannt, um es vorsichtig zu sagen, sie wird allerdings übertrumpft von der drohenden Klimakatastrophe, die schließlich zum selben Ergebnis führen könnte. Doch auch auf *sie* paßt Huchels „Psalm“, sie hat seine Aussagekraft in Worten und Bildern lediglich reaktiviert. Das, fraglos, liegt an ihrem apokalyptischen Potential! An der ihr innewohnenden und schon jetzt spürbaren Endzeitzumutung, ihrer kaum zu überhörenden Weltuntergangswarnung ... die, bisher zumindest, an viel zu viel „tauben Ohren“ abgeprallt ist.

In Tagen wie diesen kann religiös gefärbte Poesie durchaus wieder vernehmbar sprechen, auch und gerade zu Ungläubigen,

die ihr Welt- und Zeitgefühl nachschärfen wollen, zumal mitten in der sich aufschaukelnden Klimakrise, deren wahre Größenordnung noch weithin unbegriffen ist.

Darum für alle, die es danach drängt, hellhöriger und klarsichtiger zu werden: Peter Huchel lesen, den späten, aber vielleicht gerade noch rechtzeitigen Psalmisten.

Die drei Texte wurden zitiert nach:

Hermann Hesse, Die schönsten Erzählungen, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2004;

Marie Luise Kaschnitz, Ferngespräche. Erzählungen, Insel Verlag, Frankfurt am Main und Leipzig 1992;

Peter Huchel, Die Gedichte, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1997.

2024